



2. Platz.

Landsberg (Warthe), Freitag, 1. September 1922.

Nr. 17.

Friedrich der Große und die Neumark.

Güstrow — Tamsel — Bornsdorf.

Von Professor Karl Sehnsath.

(Schluß)

II.

Es war im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges. Es brachte nicht, wie man gehofft, den Frieden. Im Gegenteil: die Russen drangen wieder in Preußen ein und am Geburtstag Friedrichs, 24. Januar 1758, münzen in Königsberg die preußischen Stände der Kaiserin Elisabeth jubilierten. Durch Pommern wälzten sich ihre Scharen der Neumark zu. Der General Graf Dohna, der ihnen entgegentreten sollte, vermochte mit seinen 17.000 Mann ihren Anmarsch nicht aufzuhalten. Er zog zur Oder, und bei Frankfurt den Übergang über den Strom zu dichten. Unter Heimatland war der durchsetzbare Verlustung durch die russischen Truppen verliehen, ohne daß Dohna dies verhindern konnte. Er stand jetzt auf Augustus in südlicher Distanz zwischen Frankfurt und Gützkow. Friedrich, der den Feldzug der Russen gegen Schlesien durch einen Einfall in Mähren begonnen, und über vergebliche die Festung Olmütz belagert und durch einen meisterhaften Rückzug nach Breslau, ließ den drohenden Umklammerung durch die Österreicher unter Raum entsagen, batlos auf die Nachrichten von den Bewegungen der Russen die Arme zu nach Schlesien zu führen und von dort mit einem Teil der Truppen nach Breslau zu ziehen, einmal, um die Russen an einer Vereinigung mit den Schweden oder auch den Österreichern zu verhindern, vor allem aber, um der bedrängten Neumark Hilfe zu bringen. Radetsch, der bei Landsberg den Oberbefehl über die feindlichen Truppen seinem Bruder, dem Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt, übertragen, brach er mit 14 Bataillonen und 38 Schwadronen (14.000 Mann) am 11. August auf und marschierte zunächst der Oder nordwärts. Als er aber am 16. August in Wartenberg die Nachricht erhalten hatte, daß die Russen vor Cöthen standen und angefangen hatten, die Stadt zu beschließen, zog er nach Cöthen, ging dort über die Oder und traf am 20. August in Frankfurt ein. Ein beindruckendes Ausdauerndes hatte seine Truppen in 10 Tagen 30 Meilen zurückgelegt. Während ihnen ein Mittagabend gebührt wurde, eilte er jedoch von Breslau heran, um eine Musterung über die Truppen des dort befindlichen Dohna ab. Am Abend, nachdem die Russen die Städte eingenommen, die sie neben der aus Schlesien eingeschickten Granadiere sehr gut aus, so daß Friedrich auf diese deutend, sagte: „Sie leben wie Grästeufel aus, aber — wie heißen?“ Das sollte sich einige Tage darauf zeigen: Durch einen Mittag nach Güstrow hinein überzeugte sich der König von der vollständigen Einmärschierung

der Stadt; auch das Schloß, in dem er einst eine schwere Zeit in Haft verbracht und dann in der Domänenkammer gearbeitet hatte, war in Trümmer geschossen.

Er verbrachte den unglücklichen Bürgern seine Hilfe und wies den Obdachlosen eine ansehnliche Summe an, um der ersten Not zu begegnen. Unterdessen hatten die Russen auf dem südlich von Querfurt anliegenden Gelände eine durch die Miege gegen Norden und Westen gefestigte Stellung bezogen, die sie vom Landgraf Giebichenstein (Osten) über den Giebel (Westen) und bis zum Bornsdorfer Gründchen erstreckte und erreichte den Königsweg, der die Miege und die Straße der Breiten von Breslau her. Durch Schmiede und eines Nebenangriffs über die Oder bei Schönbürg wurde sie Friedrich zu tauschen, wobei er die dortigen, den Russen erzielten Schäden vergötzte. Radetsch kam am 22. August sein Heiles mit dem Dohna-Korps vereinigt hatte, beschloß er, die Stellung der Russen in weitem Bogen zu umgehen, um sie unvermutet in den Rücken anzuzapfen. Daraum ging er — unbemerkt von ihnen — einige Meilen nordöstlich, bei Giebichenstein, über die Oder, marschierte über Clossow und Darmstadt nach dem Bickerischen Forst zu, überführte die Miege und überquerte in der Neumark die Mühl (24./25. August). —

Der Anmarsch am 24. war den Russen nicht verborgen geblieben. Die Oberstabschreiber Graf Fehrmann glaubte jetzt mit einem Angriff von Breslau her rechnen zu können. Ihm aber überkommene Kosten meldeten, daß die Breitens in Richtung auf Bornsdorf marschierten, ließ das Dorf in Brand stehn und sah sich zu einer schnellen völligen Aenderung seiner Aufstellung genötigt, so daß er jetzt mit der Arme nach Süden stand und — verhängnisvoll! — die Simeße der Miege und des Höfebrücks im Rücken hatte. Unterdessen hatte der König seine Truppen südlich von Bornsdorf auf Wilkendorf geordnet. Seine Absicht war, den rechten an den Bickergrund sich schneidenden Flügel der Russen durch einen energischen Angriff seines verhältnisweise kleinen Flügels in schräger Schlachtdordnung möglichst zu umfliegen oder einzudrücken. Dies gelang nicht. Des Königs Anordnung ging dahin, daß die Abantgarde links von Bornsdorf vorgehen und das erste und zweite Trossen des linken Flügels in tiefe Hinterstellen fließen sollten, sich ausreichend aufzuladen, um zum Teil durch das breunende Dorf zu ziehen; währendlich aber der Führer, Generalleutnant von Grolmann, die Bataillone des Bickergrundes und die Bataillone des Simeß, nicht hinstellbar erkannt und geahndet, die Fähnrich mit dem linken Flügel nicht aus verzieren zu dürfen. So kamen seine Truppen statt hinter der Abantgarde nun neben diese zu stehen. —

Friedrich die überlegene preußische Artillerie durchbare Verherrnung in den dicht aufgestellten russischen Fußtruppen anrichtete, stürmten diese doch mit wildem „Aroh! Aroh!“ vor, und zugleich ließ der Führer der hinter ihnen holdenden Reiterei, der die ungünstige Lage der preußischen Infanterie erkannte, 9 Eskadrons der preußischen Reiterei reiten. Vor diesem übermächtigen Angriff stießen die blauen preußischen Linien nicht stand. Von Panz ergriffen, wichen die Dohnaschen Regimenter in völliger Auflösung nach Bornsdorf zurück. — Die Simeße stand still. Da brachte die Reiterei Hilfe. Gänzlich befreite der König 25 bisher in der Reserve schwadronen Schwadronen zum Gegenangriff; bei Umsturzung aber führte er die unter Führung des treffsicheren Reitereiregiments von Schöpflin unterworfene einseigende Poloschafatage von 31 Schwadronen herbei, die bis jetzt westlich des Bickergrundes gehalten und nun plötzlich in drei Kolonnen aus dem Grund herausträngten, umfand die feindliche Reiterei zurückmarschiern und kam in einem blutigen Gemetzel die tapferen Waffenstand leidende russische Infanterie zusammen und auslösen.

Gegen 2 Uhr exponierte der König den Angriff auf den bisher in Ruhe gebliebenen linken russischen Flügel und das Zentrum zwischen Giebichenstein und Galgengrund. In hin und her schwankenden Kämpfen verlängerten zunächst die Bataillone, die am Vormittag nicht gewichen waren, gegen einen russischen Kavallerie- und Infanterieregiment Vergleichslos die Front, lebten sich auf, hielten die Bataillone des Schützenregiments Bütow die Fahne an den Stand zu führen. Durch die Täubertief, der von Friedrich aus Schlesien herangeführten Truppen, darunter märkische Regimenter, und durch zwei oder drei glänzende Alabarden der Reiterei (unter Schlesmer und Seydel) wurde die Schlacht noch zu Gunsten der Preußen gewendet. Schützte Rämpfe tödten noch gegen 8 Uhr um den Befiß des Galgengrundes. Wahrend die Russen in dem Handgemenge zahlreich niedergeworfen wurden, andere Truppen in der Verzweigung die Braunitzschlösser öffneten, sich bewußt und den Offizieren bei Gehorsam verweigerten und wieder andere nach Querfurt und Darmstadt flüchteten, wo bei Hunderte in den Schlupfen der Miege stend umfanden, setzten sich einige Infanterie-Regimenter mit ansehnlicherer Werfertruppe, unter Führung der Reiterei unter dem kläglichen General Demitrow zur Wehr, so daß schließlich die Hauptmasse des russischen Fußvolkes auf den hohen Höh des Galgengrundes bis zum Bickergrund hin sich behauptete. So hatten beide Parteien das Schlachtfeld inne, und auf diese Weise gründete die russische Geschichtsschreibung den Anspruch auf den Sieg! Wederseitige Erneuerung batte dem grauenwollen Ringen ein Ende bereitet. —

Die blutigste Schlacht des Krieges war geschlagen. Die Verluste der Russen, von denen nach einigen Quellen 42 000, nach anderen 50 000 in Kämpfe gefallene, betragt rund 20 000 Mann, darunter 9000 Tote und 2000 Vermisste. Die Preußen (ca. 32 000 Mann, nach anderen 36 000) verloren 11 300 Mann, darunter über 3300 Tote und 1450 Vermisste. — Wie die Russen es pflicht haben, dem Golgenrand, logerten die Preußen höchst bestellten; zwischen ihnen in der Wüste des Grand-Luitzendorf-Lotes und Vermundebüch. Auch der König verbrachte die Nacht auf dem Schlachtfelde. — Am anderen Tage wurde das Artillerieregiment eröffnet, aber nach einiger Zeit — wohl aus Mangel an Munition — eingekesselt. Bis der Nachtag vom 26. zum 27. August zogen die Russen höchst um Sonndorf herum, unbehindert zu ihrem Lager bei Groß-Cannin, während die Preußen vom 27. bis 30. August zwischen Lauter und Albersdorf bivakierten. Da ein Angriff erfolgte, verließen die Russen am 31. August ihre Befestigungen und zogen über Lauterberg, wieder unter furchtbarem Verlustwesen des Landes, langsam nach Osten ab.

Friedrich selbst war am Abend des 26. August in Kamenz eingetroffen, um hier für einige Tage sein Hauptquartier aufzusuchen. Wie sind er den feindlichen Herren, in dem er einst (1731/32) so oft geweilt hatte, jetzt wieder! Das Gut völlig verwüstet, das Schloss geplündert, die Schlossherren geflüchtet! Voller Leidnahme am dem traurigen Gesicht der Freunde seiner Jugendzeit schrieb er ihm am 30. August, daß er angeordnet habe, ihr auf der Stelle alles zu vergüten, was die Voraussetzungen seiner Freunde, sie gefangen hätten. Wehrmals wandte sich dann Frau von Boreck mit Gedanken einer Unterstützung der verarmten Bauern und um Darlehen für sich selbst an den König. Dies höflich antwortete Friedrich, wenn doch er auch die ungemeinen Schwierigkeiten seiner eigenen Lage nicht verberge. Doch im letzten Briefe schrieb er: „Es tut mir aufrichtig leid, daß Sie, weder soviel zu tun wie ich möchte, noch so viel wie Sie willhaben.“ Es scheint aber, daß die Schlossherren von Kamenz doch ein großes Entgegenkommen erwartet und daß eine Verhinderung in ihrem Herzen Golgen geprägt hat, die zusammen mit den schon erwähnten Umständen bewirkt, daß das Abenden an den großen König in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts dort nicht mehr geübt wurde.

Das Ergebnis der Schlacht bei Sonndorf ist in manchen geschichtlichen Darstellungen früher als ein großer Sieg Friedrichs dargestellt worden. Nach den Untersuchungen in neuerer Zeit liegt sich die überzeugende Auffassung ein, daß aufrechterhalten. Andererseits muß aber auch gegen das Urteil des russischen Geschichtsschreibers des Siebenjährigen Krieges, Maklow 1811, entzweihandig Beweisführung eingelegt werden, der von einem moralistischen Sieg der Russen redet und ihnen allgemein die Palme der Überlegenheit verneint. Dieses Urteil ist sicher durch den Deutschen Krieg des damaligen Nachland beeinflußt. Wenn nun im Mai in seiner verdienstvollen „Unterführung“ die Schlacht bei Sonndorf (1759) seine Ansicht über das Ergebnis der Schlacht darin zusammenfaßt: „Die Preußen haben Vortelle, aber keinen Sieg errungen, die Russen außerordentliche Verluste, aber keine Niederlage erlitten“, so muß ich dieses Urteil doch als zu ungünstig für die Preußen bezeichnen. Sollte man früher den Sieg überfordert, so könnte man die Bedeutung der Schlacht zu unterschätzen. Freilich, von einem solchen Erfolge ist Friedrichs Name man nicht sprechen; er mußte sich mit dem halben beginnen, insofern es ihm nicht möglich war, durch Verfolgung der Russen das Ergebnis einzunehmen. Sollt aber ist die Schlacht als ein kräftevoller Sieg zu bewerten. Denn der König hatte dadurch das Ziel, das er sich bei seinem Auszug aus Schlesien gestellt hatte, erreicht: die Russen sogen sich aus der Neumark zurück, die geplante Vereinigung mit den Österreichern war für dieses Jahr bereitstellt, und er hatte nun die Freiheit gewonnen, sich wieder gegen

seinen feindlichen Gegner Dau zu wenden, der vor der Paulin heranzog, um den Brüder von Dresden abzudringen. Das warum darf die Schlacht im Zusammenhang der Ereignisse und der gesamten Bewegungen durchaus als ein Sieg Friedrichs geblieben werden. Und wenn auch die Infanterie mit den Soldaten Sonndorfs ihren Posten auf dem Teile verloren, so ist die Schlacht doch für die Preußen unfehlbar von hoher Glanz der Ausmechanik der Artillerie, die unter dem ungemeinlichen Schwung damals den Nachschub vorbereitete, innerwunderlich hinzufügt. Und an dem 30. August vom Mittwoch zur europäischen Wochenschau, als weniger König Friedrich in unendlich höherer Siebenjähriger Ausdauer und Siegeswillen entzweihandte, hat auch die Sonndorfer Schlacht ihren Anteil. Denn sie bewies, daß er nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft hatte, sich gegen die Koalition von drei Großmächten zu wenden. Sollt aber ist und bleibt sie die große Schlacht auf unerem heimischen Boden, durch die er von der durchsetzten Aufsehenswürdigkeit wurde. Darnach sollte ihre Erinnerung in den Herzen der Neu-märker unvergänglich hinzufügen!

Ein einfaches Denkmal ist seit seit dem 25. August 1826 auf dem äußersten westlichen Teile des Schlachtfelds, auf dem „Golgenberg“, 20 Minuten nordwestlich von Sonndorf, seitlich von der nach Dörrnitschen führenden Chaussee, da, wo sie fast an den Sabergrund herantritt. Vaterländisch gesinnte Männer des Kreises hatten die Mittel dazu aufgebracht. Anlässlich der 150. Gedenktage 1908 wurde eine mit Bäumen bestandene Straße von der Chaussee zu dem Denkmal angelegt, dieses selbst erneuert und mit gärtnerischen Anlagen geschmückt. 16 Steinfiguren führen an dem Säule hinauf. Er wird durch den granitinen oblongen Denkstein gesetzt, der über dem aus Feldsteinen gemauerten Sockel auf drei Granitplatten sich erhebt. Auf der Sitzstelle befindet sich eine Marmortafel mit der Inschrift:

Hier stand
Friedrich der Große
am
25. August
1759.

Die Tafel ist seit einigen Jahren entfernt, warum, entzieht sich meiner Kenntnis, sie erneuert werden, so möchte sie eine andere Inschrift erhalten. Denn die obige beruht, wie auch das Generalfeldwohl besagt, auf einem Irrtum. Es ist ganz zu verhüten, daß der König auf diesem Hügel gesessen hat, bis zu dem die äußerste Ecke des rechten russischen Schildes fast heranreichte. Vermutlich hat er etwa 50 Meter weiter südöstlich 250 Meter von der Straße, während des Vormittags sich aufgezogen, wo die größere preußische Batterie aufgetreten war. Nebenfalls aber bietet der kleine, weithin sichtbare Hügel einen überwältigenden, das Schlachtfeld, der freilich jetzt durch die eingeschneideten Straßen und Bäume etwas behindert ist. — Dem Freund und Kenner vaterländischer Geschichte, der von hier ferner seine alte Kindheitsschule läßt sich auf Quartieren und über den Golgenrand hinunter nach Böhmen, bleibt sich das Feld: Es steht in gelöschten Kolonnen, die Granadiere heranreden, hört die Trommelschläge und von beiden her den Donner der Geschütze, sieht wie der Hohen zittert unter den heranbrechenden raschelnden Schaudronen, und erblickt im Getchmnel und im Pustendampf den Schlag mit der Wanne in der Hand und gebend daran, daß auch aus dieser blutigen Kranke Freude eine Saat entgangen ist zu unserem Volkes Ruhm und Größe! —

Wie viele aber gibt es, die nichts von Sonndorf, nichts von diesem Denkmal wissen! Und wie mancher mag heute wohl abschreien, weil dieser Stein ihm nichts zu werden hat, als mörderischer Münzherz und verzerrendes Schlachtfeld!

Die mögen ihren Blick nach Süden richten, über die Heide und thau zum Marktheim!

Am feinen südlichen Ufer breitet sich weit ein langer und ein bis zwei Meilen breit ein schönes, fruchtbares Areal, Weizen- und Gartenland aus — das Warthebachtal, unterbrochen von Baumreihen und Baumgruppen, aus denen freundliche Dörfer oder einzelne Gehöfte hervorragen. Das möge sie daran erinnern, daß der große König nicht nur ein Fürst des Krieges, sondern des Friedens gewesen ist. Wohl mag den jungen Herzögen anfangs Landstrang und Raumfucht bestimmt haben, die auf Erbrecht gegründeten Anstrengungen auf Schleifen geltend zu machen, aber vor allem doch die Überzeugung, daß er zunächst durch Erweiterung des Landgebietes die unentbehrliche Grundlage für die Größe seines Preußenlandes schaffen müsse, das durch Förderung der Landwirtschaft, des Gewerbes, der Industrie und durch Steigerung der Einwohner in innerlich zu festigen und zu haben seine Hauptaufgabe wurde. Keiner vor und nach ihm hat durch stetiges Pächterbewohnen und durch ein bis zum Ende unermüdliche Tätigkeit für das Wohl seines Staates das Königreich so gedeckt, wie Friedrich II. Sein Tagewerk begann unverändert früh Uhr; für ihn gab es keinen achtstündigen Arbeitstag! Die Wunden des Krieges zu heilen, so war ihm eine heilige Sorge, eine Gewissenssache. So hat er starke Wälle auch aus dem Wildnis des Sumpfgebietes der Warthe, die Landshaft hergerichtet und mit Hilfe tüchtiger Beamten und fleißiger Klosterrittern ein reiches, fruchtbendes Neuland geschaffen. Das ist seine Großtat an der Neumark! Mit ihr hat er sich ein Denkmal errichtet, das dauernder ist, als Eis und Stein! —

Der Tempelische Krug.

Von S. Viebig.

(Nachdruck verboten.)

Bei einer Dorf- oder Stadtbegründung war es Sitte, einem Manne die Erbauhans zu geben, Bier zu servieren. Diese „Brangerechtfertigung“ war in der Regel erblich und das Bierrecht des Lehnschulzen, der den Aufbau des Dorfes geleitet hatte. Sehr häufig überließ er aber die Brangerechtfertigung einem anderen, der ihm das bestimmte Abgaben entrichten mußte.

In dem Dorf Tempeß wurde gleich bei der Gründung im Jahre 1232 einem Kolonisten das Braurecht zugeschlagen. Der Komtur des Templerordens, der Grundherrrechte hatte, verlieh diesem das Braurecht und belehnte ihn mit vier Hufen Ackerland (400 Morgen). Das war ebenfalls, wie die Lehnschulzen belanmen. Die Templer Krangerechtfertigung nannten sich deshalb auch Bier- und Kreuzräder. Im Volksmund heißt sie: Braukräder, Kreuz oder Brauerkräder. Bezeichnung führt noch heute der Besitzer des ältesten Gutsbesitzes, obwohl das Braurecht schon lange nicht mehr benutzt wird. Die Lehnschulzen und Bäcker durften zwar ihre Haushalte auch leichtes Bier brauen; sie mochten aber von diesem Recht keinen oder nur sehr leichten Gebrauch.

Auf den Fragen — so liefern die Geisthäuser, weil in ihnen die Getränke in Krügen ausgeschenkt wurden — lasteten verschiedene Abgaben. Die Hauptzinsen lantzen dem Grundherrn, in also bei dem Komtur, der seinen Sitz in Lögau hatte. Er bekam jährlich 20 Taler. Weil aber Tempeß, sowie Langenwisch, Seerent und Bürchen eine Zeit lang zur Kastellanei Meierik gehörte, hatten, verlangte auch Meierik seine 14 Taler. Im Jahre 1750 lebten die Kräger dieser vier Ortschaften die Meierik-Zinsen durch eine einmalige Zabung von 100 Taler ab. Diese wurden allerdings nur zur Königlichen Biele geschlagen, daß Tempeß 344 Taler an den Staat zahlten mußte.

Dem Lehnschulzen hatte der Kräger bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als auch die übrigen Abgaben abgelöst wurden, jährlich zu leisten: 1. Eine halbe Mark Groschen, 2. von jedem Brauen, das alle 14 Tage sein sollte, den vierten Teil des Trebers und den

verlorenen Teil des kleinen Bieres, 3. wenn es nicht braut, 1½ Groschen. 4. das Getränk war das Gefüge. Diese Abgaben hatten ihnen besonderen Grund, wie aus dem Antritt auf eine Schwerde hervorging: „heute Bier und Brot bekommen den Lehnshofen nicht deshalb, weil sie nicht selber brauen, sondern es führt hauptsächlich daher, weil die Lehnshöfe in den Krägen Friede立ten und dem Fehder zu dem Seinen verhelfen müssen, da sie die Untergerichte im Dorfe haben.“ Die Fehder hatten auch noch manches andere Vorrecht, so mussten z. B. die Müller das Mehl für die Fehder mehfrei malen.

Zum Brauen eignet sich nicht jedes Wasser. Weil das Wasser in Tempel zu saß und eisernhartig war, holten die Fehder ihr Brauwasser aus dem am Sübende des Dorfes gelegenen Fluß, der „Rieb“ benannt. Dieser Fluß gehörte wahrscheinlich von vorneher zum Braugut. Erst 1715 gelangte er durch Kauf in den Besitz des Gerichtsmannes Christoph Bräuer. Das Gericht wurde jedoch von den übrigen Bewohnern wenig geachtet. Sie benutzten den Fluß zum Waschen oder „Rieben“. So es war ihnen 1629 sogar das Recht zugesprochen worden, den Fluß nach ihrem Gubindien zu gebrauchen, auch zum Flaschenreden. Neben dieser Beweisung des Wasserers bestieg sich der Fehder. Daranfuß wurde ihm vom Komtum das alleinige Benutzungsrecht, auch um das Fischzeuge zu lassen, zugesetzt. Die andern sollten sich beißend der Benutzung enthalten. Über die Bewohner von Tempel kümmerten sich nicht viel um das Gericht. 1710 eroberte der Brauer deshalb wieder Klage, jedoch wieder ohne nachhaltigen Erfolg, denn einige Jahre später erhielten die Fehder bei angrenzenden Hufen das Fischart, sowie ihre Hufen an den Fisch anließen. Fehder haben sich die Fischart und Fehder annehmend in Güte geeinigt. Doch am Anfang des 20. Jahrhunderts wurden die Flaschenreden in den Hufen gekaut, und das Brau wasser hoffte man aus dem Fisch, das südlich davon vorbeifloss.

Die Brauabhängigen sollten natürlich mit den übrigen Bewohnern in Fried und Freundschaft leben und ihr Recht, allein brauen zu dürfen, nach keinen Streitigkeiten ausüben. Doch gerade das Umland war es, die keine Kontrolle zu fürchten stellten. Sie ließen nichts verhindern werden. So ein und wieder war es, daß die Fischart über schlechtes Bier floss. Besonders schlimm war es aber der Brauabhängigen Martin Korn getrieben. Seines Zeichens Schäfer in Weierich, war er durch Heirat in dem Besitz des Tempel Renges gekommen. Er mochte sehr auf sein Brauunternehmen sich aber deshalb weniger um die Güte des Bieres, denn einige Jahre später Mals- und Braumeister Petrus Weingart überlag, der wiederum seine Lehrlinge und Gesellen hatte. Infolgedessen sahen sich Lehnshöfe und Fehder nach anderem, getrennt um und ließen wiederholt Bier und Braumwürze aus dem benachbarten politischen Dörfern Reudorf und Grunz holen. Nun glaubte der Fehder seinen Pflicht, die Abgaben zu leisten, entholzen zu sein. Auch hatte er sie — allerdings mit Genehmigung des Königs — 1735 am Sübende des Dorfes einen neuen Fug mit Gashofkell erbaut, um sich die Kaufmännische an der Handelsstraße Frankfurt — Weierich — Bolen aufzuschen. Darüber waren die Lehnshöfe wenig erfreut und der Lehnshof zu beschwerte sich deshalb auch, daß er sich, daß der Fehder mehr braute, als ihm geplattet wäre, 30 Groschen im Jahre, statt 24. Da der Fehder in seiner Gegenwart bestonte, daß der Lehnshofe fremdes Bier eingeführt und daß er zwei Lehnshöfe zu versorgen hätte, wurde er nur ernsthaft, gutes Bier zu brauen. Martin Korn fragte aber nicht viel daran, sondern trank es nur noch ärger, so daß sich sogar die Fehder über ihn beklagten:

1. weil er Bader freibe und so brutal ist, daß er nicht einmal kauften Leuten einen Tropfen gutes Bier gibt, und ob man's Bier abgibt,
2. weil er aus Braumwürze aus demselben beforgt und daß er auch zu wenig Bier abgibt,
3. ist sein Bier in Sommerzeit fast voller grüner Würmer, welche wie ein Mehlstaub in der Kanne oder Glas herumtrümmern und als

dem Menschen bei größten Übchen beschämen. Es ist auch jederzeit Död und Unrein, fügt die Fehder hoffen und ganz ungefund, auch offters sauer und muß es die meisten möste aus der Füte oder Fäse getrunken werden, weil sie nicht zur rechten Zeit brauen.

4. nimmt er zu zweien Bier von seinen Freunden aus Bolen, welches dieselben wegen seiner Unreinheit und gätligen Geschmacks nicht verkaufen können,

5. kaufst du der Fehder die Getreie aus Bolen, weil sie dort billiger sei,

6. sind seine Quarte nicht richtig gereicht,
7. hat er sich nach seiner Richtigkeit eines Fug aufgebaut, woselbst er Bier und Braumwürze Wein schenkt; so ist sein Augen und Mund und der Schaden der Gemeinde auch verdopt, weil der Schenklager auch seinen Augen apart fuhret

8. steht er mit dem Biermeister Laubert in Bielstein unter einer Decke.“

Aus letzterem Grunde hatte die Schwerde auch wenig Recht. Denn die Antwort geführt durch die Biermeister. Innerhalb von drei Tagen — für damalige Zeit außerordentlich rasch — seit bereits die Antwort ein, die auch wieder nur eine Erwähnung erhielt.

Wie schon gesagt, war das Braugut erblich. Es mutet uns daher eigenartig an, wenn wir hören, daß die Namen der Fehder sehr oft wechseln. Rinden wie doch innerhalb von 200 Jahren (1640—1820) nicht weniger, als neuen verhüllten Namen unter den Krautfehder. Erst jetzt Name „Siefert“ steht bereits 100 Jahre auf dem Braugut. Der häufige Namenwechsel rätselt daher, daß sich das Braugut sehr oft auf Schwieger- und Stiefelhöfe vererbt. Im Mandel der Seiten hat sich auch das Krautgut stark verkleinert, jedoch es jetzt zu den kleineren Landwirtschaften des Dorfes gehört.

Auch hat natürlich der Fug unter andern Nötten zu leiden gehabt. Im siebenjährigen Kriege hatten z. B. die Russen im Hause auf dem Boden und in den Kammern großen Schaden angerichtet, beschädigten in Küchen und Kästen gebräut und geflindert, indem sie alles räumten und zerstörten.“ Im Jahre 1758

hatten die Russen den Fehder zu 20 Taler Bier, für 10 Taler Braumwürze und für 3 Taler Füge und Gläser gewogenommen und zerstört.

Beim Fug, der sich der Fug, wie es scheint, nur einmal heimgesucht worden, im Jahre 1765, obwohl er in die unmittelbare Nähe sehende Kirche mehrmals ein Oster der Flammen wurde. Das galt aus Leidenschaften errichtete Brauhaus, das 1664 erbaut worden ist, steht auch noch; aber wer weiß, wie lange noch? Gebraucht wird es nicht mehr. Seitdem die großen Viehwaren das Bier besser und billiger herstellen und es mit dem Bogen oder mit der Bahn leicht herstellen können, wird in Tempel kein Bier mehr gebraut.

Der Fug, den sich Martin Korn im Jahre 1735 am Sübende des Dorfes erbaut hatte, wurde der Kleinfug genannt. Der Wirt, der dem Kleinfug vorstand, durfte selbst kein Bier brauen; er mußte seine sämtlichen Getränke den Brauabhängigen nehmen und durfte sie nur ausrichten. Er hielt deshalb auch den Schenklager und das Gashaus der Schenke oder Schantung, Söldler in der Schenktuin in den Besitz des Kleinfugbäckers übergegangen. Aber noch lastete auf ihm der Brana, alle Getränke vom Brauflügler am bestehen. Erst in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Verpflichtung durch Zahlung einer Abholzungsumme von 600 Taler ausgeschoben.

Peß von Löffow auf Bottschow.

Von G. Märker-Pulvertug.

(Nachdruck verboten.)

Der Fug der Askanier herrschte überall in der Mark Basse und Ördnung. Das Landmann konnte ungefähr seinen Alter bestellen, der Handwerker seiner Arbeit nachgehen und der Kaufmann mit seinen Waren durchs Land

ziehen. Leider folgte dieser guten Zeit bald eine traurige. Die späteren bayerischen Markgrafen summerten sich sehr wenige um ihre Bolen. Ihre ewige Geldnot brachte es so weit, daß nach und nach ein Landesteil nach dem andern verbindet wurde. So erwarben in der damaligen Zeit auch verschlechte Städte Borechte und Geschlossene wurden.

Auch Frankfurt a. O. hatte das „Niederlanggut“ erworben. Alle Waren, die durch Frankfurt geführt werden mußten, mußten dort 3 Tage lang zum Postauftaum „niedergelegt“ werden. Fremden war es verboten, Waren auf Lagerhöfe zu kaufen; nur die Einheimischen hatten das Recht, sich mit Waren jeder Art zu beschaffen. Dadurch meinte sich der Bistumstand der Bürger, und Frankfurter Kaufleute schützen ihre Waren, in die Nähe und weitere Umgegend, ja bis weit nach Polen hinein. Bolen allerdings damals nahe an Brandenburg; denn der heutige Kreis Oster-Sternberg grenzte im Osten schon an Polen.

Die Un Sicherheit im Lande machte es damals notwendig, daß die Kaufleute Gesellschaften annehmen müssten. Mit diese war eine bestimmte Schatz an den Landesherren zu zahlen. Nach und nach wurde aber auch die Verbündet und zwar gehoblich an die Ritter und Landes. So galt die Macht der Städte immer mehr, während der Macht der Städte wurde. Mit Ried sahen daher Bistum und Ritter auf die Kaufleute.

Eine im Mittelalter bedeutende und viel beabsichtigte Handelsstraße führte damals von Frankfurt a. O. über Reppen an Bottschow vorbei nach Bolen. In Bottschow lag an Ende des 14. Jahrhunderts die Familie v. Löffow. Der Markgraf hatte diese Familie schon 1367 mit dem Schloß und dem Städtchen belehnt. Wahrscheinlich lag das Schloß auf einer Insel im Bottschower See und war so sehr gut gegen etwaige Angriffe und Nebelkriege gesichert. Besitzer Peter v. Löffow konnte von seiner Burg aus fast die Wagenstraße der reichen Frankfurter Kaufleute beobachten. Soren hätte er ihre Güter befehlt; aber nach den damaligen Sitten mußte er vorher die Schatz anlegen. Natürlich mußte auch ein Grund dazu vorliegen. Doch was fragt? Bes noch Grund oder nicht Grund. Er lauerte oft mit seinen Söhnen Hans und Peter und mit seinen Knechten die Kaufleute im Walde auf. Geling der Überfall, so wurde der reiche Kaufmann getötet, oder niedergeschlagen, die Wagen in die Burg gebracht, die Ware in den Burgstall geflößt und der reiche Kaufherr ins Burgherlett gesetzt. Nur gegen ein hohes Lösegeld konnte er wieder freikommen.

So war Peter v. Löffow auf Bottschow ein sehr gefährlicher Bandenkrieger und Raubritter und die Städte wünschten ihm alles Mögliche, nur nichts Gutes. Auf eine Weise durch den Landesherren war nicht zu rechnen. Der war weit und Peter v. Löffow sehr gut Lehmann. So mußten sich denn die Städte selbst helfen. Die mächtlichen Städte schlossen daher 1393 einen Bund zum gemeinsamen Schutz gegen jeden Räuber, Begleger und Worbrenner.

Es war zwischen Frankfurt, Reppen und Löffow abgemacht worden, den gefährlichen Raubritter in seinem Reiche zu überwachen, ihn gefangen zu nehmen und seine Burg niedergezogen. An einem Tage des Jahres 1400 zogen die Verbündeten mit schwerem Belagerungswaffengang nach Bottschow. Nach heftiger Belagerung gelang es den Angreifern, in die Mauer eine Breche zu schlagen. Die Mannschaft drang in die Burg ein. Peter wurde mit seinen Söhnen gefangen genommen und die Burg vollständig zerstört. Einige noch heile vorhandene Mauerreste verraten den Platz, wo das Nest des Sternberger Raubritters stand. Nachdem er und seine Söhne einige Jahre in der Gefangenschaft eingekerkert waren, kam er durch Vermittlung eines Freunde wieder frei. Erstere muteten Urteil schwören und verbrechen, ohne Bestimmung der drei Städte Frankfurt, Reppen und Drossen nie wieder eine Burg an derselben Stelle zu errichten.

